

LESLIE SEIFFERT

Von Fremd- und Lehnwörtern und von Kunst- und anderen auserlesenen Deutungs-reichen Wörtern, oder: Darf man doch noch zu einer Elften Lobrede ansetzen?

Als Justus Georg Schottel 1663 seine „Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache“ fertiggestellt hatte, stellte er dieser ersten deutschen Sprachlehre wirklich enzyklopädischen Ausmaßes, als erstes von den fünf Büchern des gesamten Werkes, eine Reihe von insgesamt zehn „orationes“ an die Spitze. Denn so heißen sie wenigstens, ganz schlicht, in den lateinischen Summarien oder Inhaltsangaben, welche den einzelnen Reden vorangestellt sind. Im deutschen Haupttext wird das lateinische Wort allerdings mit „Lobrede“ wiedergegeben, als ob es sich nicht bloß um nüchtern-wissenschaftliche, mit allen Merkmalen der Gelehrsamkeit reichlich ausgestattete Reden oder Vorträge oder Abhandlungen handelte – das sind sie übrigens allesamt auch –, sondern geradezu um Lobpreisungen, um „laudationes“ oder „encomia“. ¹ Schon die Titelangaben, aber auch zugleich die detailliertesten Ausführungen im Text selber zeigen, wie dieser erhebende Ton als ernst zu nehmendes Moment ständig mitschwingen sollte: eine uralte, in die Zeiten der alten Teutschen Helden zurückreichende Vergangenheit wird für diese Muttersprache, die zugleich die Würde einer HauptSprache beanspruchen durfte, heraufbeschworen, damit man – etwa wenn man „etzliche tausend Composita“ betrachten sollte, die er „aus vielen alten und neuen Schriftstellern und Authoribus“ zusammengetragen hatte – eben „mit Verwunderung dieses wahrnehmen koenne/wie doch so reich/reumig/mild und herrlich die Teutsche Sprache sey/“ (Schottel, 6. Lobrede, Abs. 37)

Das sind heute etwas ungewöhnliche Töne: Bei uns hört es sich von

¹ J.G. Schottel, „Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache/ Worin enthalten Gemelter dieser HauptSprache Urankunft/ Uralterthum/ Reinlichkeit/ Eigenschaft/ Vermoegen/ Unvergleichlichkeit/ Grundrichtigkeit/ ... Abgetheilet in Fuenf Buecher“, Braunschweig, 1663. Die für unser Interesse an dem Lob für die deutsche Sprache und deren Worte wichtigsten der „Lobreden“ oder „orationes“ sind die 4., die 5. und die 6., die der Reihe nach „Den Naturlichen Ursprung und vortreffliche Eigenschaften der Teutschen Stammwoerter und Letteren ingemein“ (*oratio quarta*), „Eine kurtze Anleitung und Anzeige zu der sonderlichen/ und andern Sprachen gantz ungemeyner Ableitung der Woerter/ welche in unserer Muttersprache so ueberreichlich zu finden“ (*oratio quinta*), und „Eine richtige Eroefnung der Gruenden und wunderreichen Eigenschaften/ welche in Verdoppelung der Teutschen Woerter aufs allergluecklichste verhanden seyn“ (*oratio sexta*) begreifen.

vornherein viel nüchterner an, wenn wir uns um die zu unseren Kultursprachen gehörige Sprachkultur Mühe machen. Aber die verfremdende Wirkung einer zu Lobpreisung und wertender Hochschätzung geneigten Perspektive dürfte uns in unserer Zeit, deren Kultur- und Sprachkritik oft eher die kulturpessimistische Note anschlägt, doch noch zu einer erneuten Einschätzung des Ansehens und der Würde unserer Sprachen anspornen und bewegen.

Vieles werden wir dabei bestimmt mit Schottel nicht mehr teilen mögen oder können: etwa gewisse spezifische historische Konstruktionen in bezug auf die Herkunft des Deutschen aus dem Kreis der alten Sprachen heroischer Vorzeiten (und erst recht nicht seine genaue Herleitung gewisser lateinischer Wörter aus dem keltisch-germanischen Zusammenhang), oder auf einer ganz anderen Ebene die mystisch geprägte Frömmigkeit, in der er dem lutherschen Wort von den Sprachen als den Scheiden für die Schwerter des Geistes (Schottel, 6. Lobrede, Abs. 2) nachempfindet. Dies alles braucht andererseits nicht zu heißen, daß wir nicht zum einen, bei der Wertung der genauen Inhalte solcher Aussagen, eben dem Geiste einer anderen Epoche Rechnung tragen sollten, zum anderen aber dennoch von Schottels positiv einschätzender Grundhaltung der eigenen Sprache gegenüber ein Verhaltensmuster für unsere eigenen Ansätze ablesen dürften.

Zugleich kann Schottel uns angenehm überraschen, etwa wenn er bei der ganzen prächtigen und schwungvollen Reichweite seiner Gelehrsamkeit ein Interesse gerade für bestimmte praktische Gebiete zeigt. Die Interessen werden dabei selbstverständlich wiederum den Charakter der Epoche tragen, bleiben uns aber nichtsdestoweniger zugänglich. So steht an einer Stelle eine für die Epoche sehr kennzeichnende Liste: „in so viel Sachen/ als Bergwerken/ Jagrechten/ Schiffarten/ Handwerkskuensten/ Buechsenmeisterei/ Kriegskuensten etc.“. Im gleichen Atemzug trifft Schottel – von einem uns nicht ganz so geläufigen Gesichtspunkt her – hinwiederum einen für unsere heutigen Sprachängste sehr kritischen Punkt, denn dieser Liste der Handwerke folgt eine Beobachtung, die einen Anspruch suggeriert, der gerade eine für einen heutigen Sprachpessimismus zentrale Problematik betrifft. Es geht nämlich um die Feststellung, daß in diesen Sachen „Die Teutsche Sprache/ jhre eigene Woerter hat/ welche nicht also nach froemder Art/ und froemden Woerteren gerichtet und gebraucht werden“ (Schottel, 6. Lobrede, Abs. 58). Die Berufung auf praktische Gebiete spricht in erfrischender Weise eine entsprechende Sympathie bei uns für die Würde des sprachlichen Alltags an; der weitere Anspruch – so zutreffend jene spezifische Beobachtung auch sein mag und sogar ist – stellt uns vor eine Problematik, die uns in einer geänderten

historischen Perspektive beschäftigt, aber eben anders beschäftigt.

So müssen wir, wenn wir uns an unserem Altmeister Schottel orientieren wollen, sein Werk mit einer differenzierenden Sichtweise lesen. Einerseits müssen wir den andersartigen Interessen seiner und unserer jeweiligen Epoche Rechnung tragen, andererseits haben wir nicht ohne weiteres das Recht, seinen Stolz auf den Eigencharakter seiner Haupt- und Heldensprache unmittelbar mit unseren Begriffen von Reinheit der Sprache gleichzusetzen. Alles in allem jedoch sollten wir den Mut schöpfen, uns an der Grundhaltung eines Gelehrten zu orientieren, der in seiner Zeit seiner uralten „Teutschen Haupt- und Muttersprache“ zu neuen intellektuellen und praktischen Aufgaben verhelfen wollte, so daß wir in unserer Zeit, in der die Kultursprache, die uns die Jahrhunderte zwischen Schottel und uns selbst weitergegeben haben, sich in einem technisch und kulturell innovatorischen Zeitalter zu behaupten hat, eben dieser Sprache weniger pessimistisch-kulturkritisch als – sofern unsere bescheidenen Mittel es uns nur erlauben – auch lobend und anerkennend herantreten dürfen.

Wir können dabei lernen, auch ein viel zitiertes neueres Wort über die Größe einer Sprache – die sich in der Gewalt zeigt, nicht das Fremde abzuweisen, sondern es zu verschlingen² mit einer weiteren Nuancierung zu lesen: daß gerade durch den Umgang mit dem Fremden – und Schottels Text zeigt, mit welcher Gewandtheit dieser teutsche Gelehrte mit seinem Latein umgehen konnte – dieses Fremde auch einmal so empfangen werden kann, daß es sich dem Ureigenen oder dem Ererbten dann so gegenübersetzen läßt, daß dadurch beides in seiner Eigenart noch schärfer und deutlicher empfunden werden mag.

„hard words“: zur wechselvollen Geschichte einer Formel

Das Vierteljahrhundert, das den Rahmen für die Kurzdiachronie unserer Jubiläumstagung absteckt, hat in engster Verbindung mit dem Institut für deutsche Sprache eine sprachwissenschaftliche Debatte erlebt, in der die herkömmliche Frage um den Fremdwort-Lehnwort-Komplex durch die Einführung (bewußt als Lehnwendung aus dem Englischen) des Terminus „schwere Wörter“ (Kirkness 1980, 1983, 1984, 1985/6) ergänzt und bereichert wurde.

Damit wurde zweierlei versucht. Zum einen wurde unmittelbar das Ziel

² Der Goethe-Text („Die Gewalt einer Sprache ist nicht, / daß sie das Fremde abweist, / sondern daß sie es verschlingt.“) aus den „Maximen und Reflexionen“ wurde als Motto gewählt für den bahnbrechenden Aufsatz von Peter von Polenz (1967): „Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet“.

ins Auge gefaßt, ein lexikographisches Konzept mit dem Begriff zu verknüpfen. Dieses hat zu einer längeren Diskussion darüber geführt, ob der Begriff eine Handhabe für die Gestaltung eines interdisziplinären Wörterbuchs zu bieten vermöchte (Henne/Mentrup/Möhn/Weinreich 1978, Mentrup 1982, Henne/Mentrup 1982/3, Mentrup 1982/3). (Frage aus dem Hintergrund: Ob nicht doch andere Eigenschaftswörter den „schweren“ – oder den „merkwürdigen“³ – oder den sonstwie eigentümlichen Charakter besonders derjenigen Wörter treffen würden, denen der Laie im Umgang mit dem Fachmann oder dem Spezialisten oder dem Experten – oder mit sonst irgendwie besser informierten Zeitgenossen – begegnet, mit denen sich jedoch auch die gebildetsten Laien manchmal schwer tun?).

Zum anderen – und dieser Aspekt betrifft mein eigentliches Thema – wurde mittelbar und indirekt eine eher lexikologische Diskussion über die Schichtung des Wortschatzes und dabei speziell über den Fremdwortbegriff selber eingeleitet. Dies geschah zum Teil aus einem lexikographischen Interesse an der Weiterführung des „Deutschen Fremdwörterbuchs“ (1913-88), zu gleicher Zeit jedoch mit dem Gedanken, daß durch die Anwendung dieses Begriffes aus der englischen Spracherfahrung auch die allgemeine Diskussion über die Problematik der Fremdwörter (mit denen die deutsche Sprache angeblich ein viel belasteteres Verhältnis haben soll als etwa das Englische) gelockert und von allzu fest gewordenen und einengenden kulturpessimistischen Vorstellungen befreit werden konnte. Eine Kultursprache kommt ohne „hard words“ nicht aus; und es ist typisch für so viele Sprachen (das wußte schon Bloomfield 1933/5, S. 154), daß solche aus anderen Sprachen entlehnt sind.

Es könnte schon ein gewisses Bedenken sozusagen als Meta-Frage entstehen, ob denn ausgerechnet eine Lehnwendung das geeignetste Mittel ist, um die als problematisch empfundenen Lehnerscheinungen in den Griff zu bekommen und gleichsam auf den Begriff zu bringen. Von bei

³ Dieses Stichwort für eine ganz andere Erfahrungsmöglichkeit, nämlich die Entdeckerfreude am schweren Wort, die ein knapp Siebenjähriger bei der Begegnung mit ihm bisher wohl ungeläufigen Vokabeln erleben durfte, entnehme ich Edgar Reitz, „Heimat. Eine Chronik in Bildern“ (München; Luzern, 1985): „Das erste Bild erinnert mich an die schmalen Uhrmacherhände des Vaters. Sie suchen im Schein der Arbeitslampe in der Werkischschublade, finden verbogene Blechteile, Drahtknäuel, Löt fett, Schrauben, Stifte, Buchsen, Stecker, Spulen. Wörter begleiten das Geräusch des Kramens und Suchens, Wörter, die mir auch als Bauteile vorkommen oder Beschwörungsformeln: Drehkondensator, Schiebewiderstand, Trimmer, Drossel, Elektrolyt, Gleichrichter, Schwingkreis, Rückkopplung, Gittervorspannung, Heizfaden, Siebkette, Superhet. Nie werde ich diese merkwürdigen Vokabeln vergessen.“ (Neue Zeiten, Kap. 5, S. 54)

weitem praktischerem Bezug wäre die Feststellung, daß bei der Anwendbarkeit des englischen Ausdrucks auch in der anglophonen Sprachkultur gewisse Differenzierungen am Platze sind. Der Ausdruck ist nämlich zwar ein durchaus geläufiger, als Indiz für eine wenigstens volkstümliche Sprechereinstellung sowohl zur Sprache überhaupt wie auch zu Stilfragen und spezieller noch zum Umgang mit dem Wörterbuch. Er verfügt außerdem sogar als Fachausdruck über eine einigermaßen lange Geschichte; er stellt dennoch keine feste Größe dar, und hat stattdessen – gerade was seine eigene Semantik angeht – diese längere Geschichte als eine recht wechselvolle erlebt (Seiffert 1987).

Sofern sich andererseits in der deutschen Tradition eine ähnliche Linie nachspüren läßt, dann scheint sie relativ früh einem anderen wichtigen Zug der Sprachkultur gewichen zu sein, einem Interesse an den zu wünschenden Eigenschaften der Kunstwörter und termini artium (davon kann für uns, wie wir gleich sehen sollen, wiederum Schottel ein Zeuge sein). Seitdem darf für das Adjektiv *schwer* mit Bezug auf Wörter eine gewisse Nähe zu einem ganz anders orientierten literarischen Topos beansprucht werden, in dem den Wörtern des Deutschen – zum Teil anerkennend, zum Teil kritisch würdigend – Schwere kaum mehr im Zusammenhang der Synonymie von *schwer* und *schwierig* (wie bei der noch engeren Synonymie im Englischen von *hard* und *difficult*) nachgesagt wird, sondern eher im Rahmen eines Wortfeldes, das sonst mit Begriffen wie Gewicht und sogar Reichtum besetzt wird.

Zur englischen Tradition der „hard words“-Wörterbücher

Diese beiden auseinandergehenden Traditionen wollen wir kurz umreißen, zunächst die englische, in der bekanntlich der Ausdruck „hard words“ ein- oder gar zweihundert Jahre lang, durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch und bis ins 18. Jahrhundert hinein, nicht einfach die jedesmal frei und neu geschaffene Kombination von Adjektiv und Substantiv gewesen ist, sondern über die Kollokation hinaus auch eine feste Redewendung dargestellt hat, die noch dazu ihren legitimen Platz als ernst zu nehmenden Fachterminus zu behaupten wußte.⁴ Ein Hauch von diesem Wert haftet dem Ausdruck heute noch an, jedoch hat dieser Gebrauch schon längst, eigentlich vor Jahrhunderten, seine Wende erlebt.

Diese Wende im 18. Jahrhundert signalisiert sich durch den Kontrast zwischen dem Gründer des Methodismus, John Wesley, (Zgusta 1982/3,

⁴ Zgusta (1982/3); zu der dort und in Seiffert (1987) angeführten Literatur vgl. jetzt Dolezal (1985).

S. 229 f., 235; Seiffert 1987, S. 225 f.) und dem großen Literaten Samuel Johnson. Jener war noch bereit, in seinem (zunächst 1753 anonym erschienenen) volkstümlich gehaltenen und zum Teil sich selbst ironisierenden „Complete Dictionary by a Lover of Good English and Common Sense“ (2. Ausgabe 1764) auf den Ausdruck „hard words“ noch zurückzugreifen. Dieser hat für seinen Teil sein enzyklopädisches Wörterbuch „Dictionary of the English Language: in which the Words are deduced from their Originals, and Illustrated in their Different Significations by Examples from the best writers, to which are prefixed, A History of the Language, and An English Grammar“ aus dem Jahre 1755 mit einem ausführlichen Vorwort versehen, in welchem unserer Redewendung überhaupt kein Platz mehr eingeräumt wird.

Dabei kann man, wenn man in diesem Vorwort von Samuel Johnson gerade diejenigen Stellen aufsucht, wo an einer entsprechenden Stelle in einem Vorwort der lexikographischen Vorgänger Johnsons der Terminus verwendet worden wäre, feststellen, daß er hier geradezu pointiert fehlt (Seiffert 1987, S. 223 f.). Dadurch erscheinen die „hard words dictionaries“ in der englischen Lexikographie gewissermaßen als historische Gattung, geprägt durch den lexikographischen Arbeitsstil und das Sprachverständnis von den anderthalb bis zwei Jahrhunderten ihrer Verbreitung.

Aber auch innerhalb dieser älteren Zeitspanne läßt sich eine gewisse zyklische Entwicklung feststellen (Seiffert 1987, S. 215 f.). Zunächst begegnet die Wendung „hard words“ im 16. Jahrhundert im Rahmen der Glossierung altertümlicher Poesie. An der Wende zum 17. Jahrhundert erfährt sie einen gewissen Übergang aus ihrer bisherigen Sphäre der Glossierung veralteter Ausdrücke hinüber zur neuen Aufgabe der Erklärung innovatorischer Wörter, die in der Regel als Fremdwörter auftraten, in neueren Übersetzungen von Fachtexten. Dabei ist sie durchaus noch als die gleiche feste Redewendung anzusprechen, die lediglich in einen neuen Bereich übernommen (gemeinsamer Nenner: „Glossierung geläufiger aber schwer verständlicher Ausdrücke“)⁵ und damit zur Bezeichnung anderer Referenten als vorher verwendet wird.

In der Folge dieser sozusagen diachronen Polysemie sollte sich noch eine regelrechte synchrone entwickeln, als sich im späteren 17. Jahrhundert neben den bisher eher beschreibenden Wert des Wortes auch ein ausgeprägt sprachkritischer Aspekt stellte. Hauptzeuge ist der Religions- und Wissenschaftsphilosoph Joseph Glanvil (1636-1680), in Sprachfragen

⁵ Robert Cawdreys „Table Alphabetical“ (1604) hatte von „hard vsuall English words“ gesprochen, vgl. Seiffert (1987), S. 217.

ein Befürworter eines einfachen oder schlichten Stils, in dessen Polemik der Terminus „hard words“ eine früher verbreitete Wendung „inkhorn terms“ abgelöst hat, also Wörter, die zu vermeiden sind, weil ihnen der Charakter der gelehrten Schreibstube oder – um im Bilde zu bleiben – der Geruch des Tintenfassens noch innewohnt.

Noch später kam eine kurze Rivalität mit der Wendung „difficult words“,⁶ so daß sich zu den verschiedenen Polysemien eine gewisse Synonymie gesellte. Dann, wie wir bereits gesehen haben, verschwand unser Ausdruck aus der seriösen Fachlexikographie, um als freiere Redewendung volkssprachlich, aber auch für pädagogische Zwecke neu und immer wieder neu geprägt zu werden.

Aufschlußreich sind die Ausführungen von J.A.H. Murray zur Gestaltung des Wortschatzes, als 1888 der erste Band des (am Ende 10-bändigen) „New English Dictionary on Historical Principles“ erschien, die eine Verfeinerung durch C.H. Onions erfuhren, als dieser 1933 den 1. Band des „Shorter Oxford English Dictionary“ herausgab: Da sehen wir, wie der alte „hard words“-Komplex aufgelöst wurde in die differenzierten Speichen um den innersten (selber als ein Komplex aus Worten der Schriftsprache und solchen der „colloquial“ Sprache des Umgangs verstandenen) Kern der Gemeinsprache. Bei Murray werden die einzelnen Speichen als „technical“, „scientific“, „foreign“, „dialectal“ und „slang“ identifiziert.⁷

Der alte „hard words“-Komplex fand hiermit sowohl eine Ausdifferenzierung durch die Radien in diesem Speichenkranz wie auch eine gewisse Aufhebung: Einmal waren in dem Kranz andere, kaum dem alten Komplex zugehörigen Sondergebiete (besonders der Slang) vertreten; zum anderen sollten diese radial abgesonderten Gebiete in Wechselbeziehungen zueinander stehen, mit fließenden Übergängen (als ob noch dazu z.B. typisch für die Wissenschafts- und Theoriesprache deren Stellung sein sollte zwischen „foreign“ and „technical“, dieses letztere auch typisch in seiner Fähigkeit, in einen Slang der technisch Gebildeten überzugehen, und so weiter in der ganzen Runde).

Auch als freiere Redefügung muß unser Ausdruck allerdings seinen Platz neben anderen Kollokationen behaupten, als da sind „big words“ oder

⁶ So bei Elisha Coles' „English Dictionary“ (1676), vgl. Seiffert (1987), S. 219.

⁷ Schon im 1., von J.A.H. Murray betreuten Band des „New English Dictionary“ (1888), mit Diagramm, S. xvii; mit von C.H. Onions noch verfeinertem Speichenschema im „Shorter Oxford English Dictionary“ (1888), mit Diagramm, S. xvii; mit von C.H. Onions noch verfeinertem Speichenschema im „Shorter Oxford English Dictionary“ (1933), S. vii-viii.

„grand words“ (Seiffert 1987, S. 228 f.) oder auch I.A. Richards' (1941, S. 17) „great words“ oder sogar eine gelegentliche ad-hoc-Prägung wie C. und P. Norbacks' (1979) „must words“. All diesen Ausdrücken gegenüber und in prinzipiellem Gegensatz zu ihnen steht jene andere Tradition – sie geht auf das Anliegen zurück, das im 17. Jahrhundert Thomas Sprat, der Historiker der Royal Society, mit unserem soeben zitierten Joseph Glanvil geteilt hat (Hüllen 1984/7, S. 259) –, die in neuerer Zeit durch Ernest Gowers im Schlagwort „plain words“ (1948, 1951, 1954) ihre noch heute stärkste Nachwirkung erreicht hat. Denn mögen ihrerseits die „hard words“/ „big words“/ „grand words“ in ihrer unbequemen, schweren oder schwerfälligen Art an pädagogische Einrichtungen (Schul- oder Gelehrtenstube) erinnern, so sollte – dieser Gowers'schen Sprachkritik zufolge – unser Sprachgebrauch in Öffentlichkeit oder Staatsdienst eher den schlicht-zivilen Charakter der bürgerlichen Gesellschaft erkennen lassen.

In einem heutigen Sprachgebrauch, der einen volkstümlich-geläufigen Aspekt der Sprachkultur des Englischen zum Ausdruck bringt, nimmt damit unsere Redewendung ihren Platz in einem Umfeld von anderen Wendungen ein, in deren Umkreis sie jedoch, zumal für alle, die sich sowohl der volkstümlichen wie der pädagogischen Breitenwirkung des Ausdrucks wie auch seines historischen Wertes bewußt sind, eine privilegierte Stellung einnimmt, gleichsam als wortfeldgestaltender Terminus, als ein Ausdruck, der diesem ganzen Wort- und Ausdrucksfeld ein besonderes Gepräge verleiht.

Literar-philosophischer Exkurs: das Deutsche als die Sprache der schweren Wörter

Damit sind die historischen Wechselfälle eines volkssprachlichen Ausdrucks der englischen Sprache kurz umrissen, dessen historische Rolle als Kunstwort der Lexikographie sich noch in seiner heutigen eher populären Verwendung ahnen läßt, und der schließlich als Lehnwendingung sich als Kandidat für die Aufnahme auch in die deutsche Fachsprache der Lexikographie hat vorstellen lassen. Dabei könnte es sich um eine Neuaufnahme handeln, denn bekanntlich haben – darauf ist mehrfach hingewiesen worden – in der deutschen Tradition Caspar Hedio (1531) und Simon Roth (1571) von „schwoeren Woertern“ als solchen, die besonders der Glossierung bedürftig waren, gesprochen;⁸ aber die deutsche

⁸ Vgl. Simon Roth, „Teutscher Dictionarius“ (Augsburg, 1571) als „außleger schwerer, vnbekannter Teutscher, Griechischer, Lateinischer, Hebraischer, Waelscher vnd Frantzoesischer, auch anderer Nationen woerter, so mit der weil inn Teutsche sprach kommen seind, vnd oft mancherley jrung brin-

Kollokation hat in der Zwischenzeit doch ganz andere Resonanzen gewonnen.

„Němčina je jazyk těžkých slov“, heißt es einmal bei Milan Kundera. In der deutschen Übertragung des Romans „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ heißt dieser Satz „Das Deutsche ist die Sprache der schweren Wörter“ (5. Teil, 8. Kap.). So formuliert, könnte er (wenn man von der Frage absieht, ob die beiden bestimmten Artikel den genauen Sinn dessen treffen, was im artikellosen tschechischen Satz gesagt wird) sich beinahe als Motto für die Spitze eines Aufsatzes zur „schweren Wörter“-Problematik bieten, wenn man nicht bei nüchterner Betrachtung bedenken müßte, daß der Satz wohl ganz anders gemeint ist.

Denn es geht, wie schon im Titel des Romans anklingt, und wie noch dazu gerade der Kontext des Kapitels, in dem dieser schwere Satz fällt, noch viel ausführlicher zeigt, eben um „Schwere“ als Gegensatz zu „Leichtigkeit“ (und um die ganze Schwere einer sehr gängigen Redefügung, des sonst eher brutal-einfachen modalen Ausdrucks „Es muß sein“). Hier begegnen sich im übrigen die Synonymien der deutschen und der tschechischen Wörter für „schwer“ in einem Wortfeld, wo „Schwere/Gewicht“ und „Mühsal“ die Schlüsselbegriffe sind, um im mitteleuropäischen Sprachbund der ganz anders gestalteten Synonymie im entsprechenden englischen Wortfeldgefüge gegenüberzustehen, wo *hard* eher mit „Härte“ zusammengeht und damit den Sinn dieser Romanstelle vollkommen verfehlen würde. (Aber der „schwer gefaßte Entschluß“ im gleichen Kontext könnte als „hard decision“ übersetzt werden, bleibt jedoch klugerweise in der deutschen Gestalt, in der Kundera dieses Beethovensche Wort auch in der tschechischen Fassung seines Romans gelassen hatte.) So heißt der Satz in der englischen Version ganz folgerichtig (und sogar mit dem gleichen Nachdruck wie im tschechischen Text): „German is a language of heavy words.“

So sollte es für unsere Bemühungen um die Anwendbarkeit des englischen Ausdrucks auf unsere Problematik schon zu bedenken geben, daß sich die deutsche Sprache mit dem Wortpaar *schwer* ~ *schwierig* eine viel feiner nuancierte Synonymie entwickelte, als es die englische mit ihrem Erbwort *hard* und dessen wohl als Lehnwort zu charakterisierendem Synonym *difficult* je getan hat. Wenn es in der älteren englischen Lexikographie eine Zeitlang mehr oder weniger austauschbar sowohl „hard words“ wie „difficult words“ heißen konnte, so stellte im Rahmen dieser Synonymie die eine Formel mit ihrem lateinisch-romanischen Gepräge

gen“ und noch früher Caspar Hedio, in der Vorrede zum „Josephus teütsch“ (Strasbourg, 1531) mit einem „Entscheid schoerer woerter“.

kaum etwas Anderes als gleichsam das „schwere Wort“ für die „schweren Wörter“ dar. Dagegen mußte man in der heutigen deutschen Diskussion zu den schweren Wörtern, die es im Deutschen geben mag, solche Wörter, denen als „schwer verständliche“ Wörter das Attribut bzw. das Prädikat „schwer“ oder morphologischer Handhabung lediglich Schwierigkeiten aufzubieten hatten.⁹

Parallel zu der Entwicklung dieser nuancierten Synonymie von *schwer* und *schwierig*, die einer sich anbahnenden „hard words“-Tradition so wieso ein anderes Gepräge verliehen hätte, scheint in der sich entfaltenden deutschen Sprachwissenschaft, gerade was die Diskussion um die Bereicherung des Wortschatzes betraf, schon im 17. Jahrhundert das eingetreten zu sein, was in der englischen Lexikographie, wie bereits erwähnt, erst im 18. Jahrhundert mit Samuel Johnson voll in Erscheinung tritt, nämlich daß das „hard words“/ „schwere Wörter“-Interesse in einem viel umfangreicheren Anliegen eine gewisse Aufhebung fand. In Deutschland war es ein programmatisches Bemühen um die Eigenschaften der „Kunst-Woerter“, die „Deutungs-reich“ und „auserlesen“ sein sollten (Schottel, 6. Lobrede, Abs. 11) und um deren Schicklichkeit oder (um mit Johann Rist zu sprechen, als er seine Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft erworben hatte) um deren „Füglichkeit“¹⁰ man sich Mühe machte. Schottel durfte sogar (im näheren Zusammenhang zu jener schon zitierten Stelle mit den verschiedenen Handwerkskünsten) mit einem gewissen Stolz nachzuweisen versuchen, wie „kurtz und fueglich“ ein deutscher Satz durch geschickte Anwendung der Wortbildungsregeln ausfallen konnte: von einem Fremden kaum so kurz und füglich nachzusprechen, wenn auch das Griechische „hierbey ... das meiste vermag“ („und koemt unserer Teutschen am nechsten“) (Schottel, 6. Lobrede, Abs. 57).

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, vergleichend nachzuspüren, wie sich in

⁹ Vgl. Seiffert 1987, S. 190 f., 234 Anm. 21 für Hinweise auf die Literatur.

¹⁰ Johann Rist, „Das Friedewuenschende Teutschland/ In einem Schauspiel öffentlich vorgestellt und beschrieben Durch einen Mitgenossen der Hochloeblichen Fruchtbringenden Gesellschaft“ (Hamburg, 1649), aus der „Zueignungsschrift An die hochloebliche Fruchtbringende Gesellschaft“: „wobei die saemtliche hohen und niederen Standes Gesellschafftere in guh-tem Vertrauen erhalten/ unsere hochloebliche Teutsche Mutter- und Heldensprache in Ihre uhralte Reinligkeit/ Zierde und Auffnehmen gefuehret/ von den unzeitigen Flikreden fremder Sprachen befreiet und durch fuegliche Kunstwoerhter dergestalt wird befaestiget/ daß man nunmehr allen anderen Sprachen/ sie muegen auch heissen wie sie wollen/ an Majestät/ Reinligkeit/ Zierde und Vollenkommenheit nictes bevor gibt/ ja kuehnlich kan trotz bieten/ ...“ (zitiert nach der kritischen Ausgabe von Eberhard Man- nack, Bd. 2 (Berlin, 1972), S. 10).

der Geschichte der deutschen und der englischen Lexikographie – auch bis in die jeweilige Definitionspraxis hinein – der Komplex von Interessen weiter entwickelte, der anfänglich eine Kristallisation in den parallelen Formeln „hard words“/ „schwoere Woerter“ fand. Aber für „schwer“ als Attribut für Wörter wirkten sich die Verlagerung der Interessen und die differenzierte Gestaltung der Synonymie so aus, daß, wenn weiterhin den Wörtern des Deutschen Schwere nachgesagt wird, so doch in einem ganz anderen Rahmen und Sinne.

Dies klingt schon an in jener Stelle aus Schillers „Fiesco“, die bereits ihren Eingang in die Literatur zu unserer „schwere Wörter“-Diskussion gefunden hat (Henne/Mentrup 1983, S. 11, zu Schiller, „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua“, iii, 5). Als nämlich Fiesco die Verschwörer, die ihn für ihre Sache zu gewinnen hoffen, mahnt, sie sollen „auf die ganze Schwere des Worts“ – nämlich „Tyranen“ – „genau acht“ geben, meint er damit, daß sie ihre Begriffe genau abwägen müßten, um dann die Sache selber besser einzuschätzen. (Es geht um die Frage, wer von den beiden Dorias eigentlich mehr zu fürchten sei: der alte, angeblich milde, sicherlich um die Republik hoch verdiente Andreas Doria, der zweifellos „Gewicht hat“? Oder dessen Neffe Gianettino, der zwar – weil er „die Freiheit zu stürzen Miene macht“ – gehaßte, aber schließlich verächtliche Wüstling, dessen „Tolltrotz nur lächerlich“ ist?) Wo wir bei Schottel noch innerhalb der wissenschaftlichen Diskussion vom Deutungsreichtum der Kunstwörter erfahren haben, geht es in dieser praxisnahen politischen Auseinandersetzung zu einem politologischen Schlüsselwort um eine Metapher des Gewichts.

Aber wir wollen jetzt zu Zeugen aus unserer eigenen Zeit zurückkehren, und zunächst zu einem, der mit einer gewissen spielerischen Ironie und – ich gebe es zu, denn geht es nicht in dieser ganzen Diskussion gerade um Sprechereinstellungen? – eher sprachkritisch einschätzend als sprachwissenschaftlich beschreibend unser Thema berührt. Eine Stelle aus Edmund Wilsons „To the Finland Station“ (II. Teil, 11. Kapitel mit dem Titel „The Myth of the Dialectic“) sagt den abstrakten Substantiven der deutschen Philosophie gewisse beachtenswerte oder immerhin bemerkenswerte Eigenschaften zu. Sie mögen in englischer (oder auch französischer) Übertragung unbeholfen wirken: in ihrer deutschen Gestalt – dank vielleicht dem Eindruck der Solidität, die ihnen wenigstens im Schriftbild die Großschreibung verleiht („through their capitalised solidity“) – „vermitteln sie fast den Eindruck, als wären sie primitive Götter“: „Es ist, als hätten sich ... die alten Gottheiten ... zunächst zum Christentum bekehren lassen, um dann, als die christliche Theologie durch den französischen Rationalismus des 18. Jahrhunderts verdrängt

wurde, die Maske der reinen Vernunft aufzusetzen." Oder auch: „They are substantial, and yet they are a kind of pure beings; they are abstract, and yet they nourish.“ („Sie haben Substanz, stellen jedoch eine Spezies reiner Wesen dar; sie sind abstrakt, jedoch ernähren sie uns.“)

Solches (wenn auch säkularisierte) göttliche Ansehen, solche Substanz und Festigkeit und Solidität hätte man den (kleingeschriebenen!) Adjektiven wohl nicht zugeschrieben, denn sie dürften durch ihre synkategorematische Fähigkeit, ihre spezifischen Eigenschaften von den sie begleitenden Substantiven abzuleiten, eher Musterbeispiele für Vagheit und semantischer Fluidität liefern; aber Wilson trifft in seiner kühnen Metaphorik sehr genau eine bestimmte Einstellung auch des philosophisch geschulten Ausländers gewissen Schichten im deutschen Wortschatz gegenüber.

Ein deutscher Philosoph, Theodor W. Adorno, hat im viel ernsteren Zusammenhang seinerseits eine analoge Suggestionskraft identifiziert, die ebenfalls der deutschen Philosophiesprache zukommt; und es geht nicht bloß um irgendwelche zufällige Fähigkeit, sondern recht eigentlich um einen „immanenten Hang“ der Worte dieser Sprache, „mehr zu sagen, als sie sagen“ (Adorno 1969, S. 111). Auch dieses verdächtige Mehr – denn der Schriftsteller gerät dadurch in eine gewisse Versuchung, zu glauben, er sei davon entbunden, „dieses Mehr zu denken und womöglich kritisch einzuschränken“ (ebda.) – könnte eine Metapher des Gewichts oder immerhin des Scheingewichts sein. Neben dieser Metapher des Gewichts (auch Adorno 1959, S. 123, wo vom „Gewicht der Wörter in verschiedenen Sprachen“ die Rede ist, wissenschaftsprachlich auch „Stellenwert“ genannt) fällt bei Adorno in seiner weiteren Ausführung des Gedankens noch eine andere Metapher, als er von einer Idee oder von einem Begriff der „Tiefe“ spricht (Adorno 1969, S. 112), die solche Worte heraufbeschwören, als ob durch eine solche Sprache „bereits die Wahrheit der von ihr nahegelegten Metaphysik, oder von Metaphysik überhaupt“ gewährleistet würde (S. 111). Dieses möchte er deshalb – und damit fällt wiederum ein Ausdruck des Übermaßes – „den metaphysischen Überschuß der deutschen Sprache nennen“ (ebda.).

Bei alledem meint Adorno nicht gerade Worte, die sich auf „hoch ausgreifende spekulative Gedanken“ beziehen, sondern eher solche, wo es um „einzelne recht genaue Begriffe“ geht wie den „des Geistes, des Moments, der Erfahrung, mit all dem, was in ihnen auf deutsch mitschwingt“. Es geht auch um die „Unmöglichkeit“, solche Begriffe „ohne Gewaltbarkeit in eine andere Sprache zu transponieren“ (ebda.). Übrigens spricht in diesen Ausführungen über eine solche „spezifische, objektive Eigenschaft der deutschen Sprache“ nicht zuletzt die doppelt zugespitzte Erfahrung,

einmal die eigene Sprache in der Fremde neu erlebt zu haben, aus einer Gegenüberstellung dieser eigenen Sprache mit der „ernsthaft fremden“ Sprache dort im Exil, um sie dann wieder einmal, aber jetzt ohne alle – inzwischen verlorengegangene – „Naivität zum Eigenen“, neu zu erleben in der Rückkehr aus der Fremde (ebda.).

Wir werden auf die Gedanken speziell zur Fremdwortfrage, die Adorno aufgrund dieser praktischen Erfahrungen gestellt hat, noch zurückkommen; vorerst einmal wollen wir bei den Stimmen bleiben, die nicht bloß im literarischen sondern auch im philosophischen Kontext von Maß und Gewicht der deutschen Wörter sprechen: Das Bündel von Merkmalen verdichtet sich inzwischen zu einer Formel von einer wunderlichen und wunderbaren, gelegentlich auch verdächtigen, mitunter sogar bedenklichen und immerhin bei ernstem reflektierenden Anlaß genau und sorgfältig abzuwägenden Schwere der deutschen Wörter.

Noch dazu wartet unsere pädagogische Psychologie mit den Ergebnissen von Verhaltenstests auf, in denen englische Schüler, die vor der Möglichkeit standen, eventuell Deutsch als Schulfach zu wählen, sich zu ihren Erwartungen und zu ihren Einstellungen dieser Sprache gegenüber zu äußern hatten (Phillips 1982). Natürlich deutet vieles aus ihren Antworten auf die gängigen Schwierigkeiten, die die Schüler zu erwarten glaubten: etwa die Mühe, die gewisse stereotypisch erwähnte Konsonanten oder Konsonantengruppen bereiten sollten („the guttural sounds are hard to say“, „lots of hard sounding words and letters“) (S. 27).

Aber in den Antworten der Schüler zu ihren Einstellungen gerade dieser Sprache gegenüber fielen auch durchaus hoch einschätzende Wertungen einer auch für unsere Belange ganz informativen Art, wobei die Schüler selber in erster Linie an den Eindruck der Laut- und Formengestalt der Sprache gedacht haben mögen (S. 26-28): als etwa – bei aller „Strenge“ und „Härte“ dieser Sprache, mit der sie sich gleich abgeben sollten – Attribute wie „distinguished“ („vornehm“ oder „vorzüglich“), „important“ („wichtig“ oder „bedeutend“) und schließlich „strong“ („stark“) und wiederum auch unser Stichwort „heavy“, wohl als Entsprechung von „schwer“ („German sounds heavier than French“, S. 26). Damit haben sich wiederum die Zeugen vermehrt, die aus Literatur, Philosophie und nunmehr auch Psychologie den Rahmen abstecken, in dem wir eine Tradition einzuordnen hätten, die weiterhin von Schwere als einem Attribut der deutschen Wörter zu sprechen geneigt wäre – nämlich, wie bereits angedeutet, ein Wortfeld, dessen Glieder sonst Merkmale des Gewichts und des Reichtums, der Solidität und der Festigkeit, des Ansehens und der Würde aufweisen.

Bei dem ganz anderen Stellenwert, den die parallelen Ausdrücke bei aller historischen Anlehnung aneinander in den beiden Sprachen einnehmen, und angesichts der recht wechselvollen Entwicklungsgeschichte des Wortes auch auf seinem Heimatboden, braucht es den Beobachter gar nicht wunder zu nehmen, daß die Lehnwendung „schwere Wörter“, seitdem sie in die deutschsprachige lexikologisch-lexikographische Diskussion wieder Eingang gefunden hat, sich auch einer gewissen Entwicklung hat unterziehen müssen. Einmal wechselt sie – was ihr Bezug zu Sprechereinstellungen sowieso nahegelegt hätte – zwischen wertender und beschreibender Verwendung, was einem Zug in der Entwicklung folgt, die wir im englischen 17. Jahrhundert mit Joseph Glanvil kurz gestreift haben; zum anderen, da für den deutschen Ausdruck nicht die identische wortfeldgestaltende Kraft beansprucht werden kann wie für seinen englischen Partner und ihm statt dessen ein Platz in einem anders gestalteten Wortfeld zukommt, muß die Suche weiter gehen nach anderen privilegierten Ausdrücken, die z.B. etwa der „Brisanz“ (vgl. Strauss/Hass/Harras 1989; Strauss/Zifonun 1989; auch Strauss 1987/8, wo gleich auf S. 197 neben dem „hohen sozialen Prestige-, Bildungs- und Konversationswert“ des „Schwerwortschatzes“ auch von dessen „Brisanzwert“ die Rede ist) als wenigstens einem Merkmal des Phänomens, das mit dem Begriff der „schweren Wörter“ erfaßt werden sollte, besser gerecht zu werden vermag.

Dabei dürfen wir einen gewissen Hintergrund nicht übersehen, der für unsere Zeit eine erneute, wissenschaftlich fundierte Beschäftigung mit dem altbekannten Fremdwortkomplex geradezu dringlich machte: insbesondere eine Beschäftigung, die noch dazu bereit wäre, wenn schon mit wertenden Größen arbeitend, so doch mit solchen umzugehen, die geeigneter wären, zu gleicher Zeit Sprechereinstellungen in gebührendem Maße Rechnung zu tragen wie auch die Muttersprache als Partnersprache in den breiteren Kreis der historischen europäischen Volkssprachen zu stellen, die mit ähnlichen Phänomenen fertig werden mußten. Denn unsere Frage hatte – als Frage unserer Zeit und speziell als Frage des Vierteljahrhunderts, das uns gerade beschäftigt – ihre Anfänge in einer bemerkenswerten Synchronie mit einer kulturkritischen Kontroverse (die ebenfalls nicht an einer gewissen Brisanz fehlte) um Methodologien und Wissenschaftlichkeit der Geistes- wie der Human- und Sozialwissenschaften und um die Mittel zu deren sprachlichem Ausdruck.

Das waren Zeiten – und der Nachklang jener 1960er Jahre dürfte wohl noch nicht vorbei sein –, in denen Methodologien und Ansätze der humanistischen Traditionen mit kritischer Schärfe angegriffen und deren Voraussetzungen rigoros in Frage gestellt wurden; Zeiten auch, in denen

der Konflikt zwischen Theorie und den herkömmlichen „Ismen“ in diesen Traditionen (Humanismus, Liberalismus, Positivismus) die Matrix bildete für die Entstehung neuerer „Ismen“ (Strukturalismus und dessen Folgen). Im Zeichen des Methodenpluralismus, der dadurch zustandekam, zugleich auch als sondersprachliches Mittel zu dessen sprachlicher Vermittlung, hielt ein verwirrender Wort- und Ausdrucksreichtum Einzug.

Waren die Neuerer dabei einerseits durchaus bereit, einem vorscientifischen, untheoretischen oder gar theoretisch naiven Humanismus auf den Leib zu rücken, mit Mitteln, die eine theoretisch besser fundierte Wissenschaftlichkeit attestieren sollten, galt andererseits die kritische Haltung genau den erst recht scientifischen, technischen oder gar technokratischen Disziplinen einer industrialisierten Welt, so daß man sich in den neu entstehenden Methodologien und Theorien nicht unbedingt verpflichtet fühlte, alles von der Arbeitsweise und von dem Arbeitsstil jener exakten Wissenschaften zu übernehmen. Und das war schade, denn es gab bestimmte hoch geschätzte Merkmale der normierteren Wissenschaftssprachen – wie Ein-Eindeutigkeit (vgl. dazu Wüster 1977, S. 100) oder auch Klarheit, Einfachheit, Einprägsamkeit u.s.w.¹¹ –, die zu übernehmen und denen im eigenen Vokabular nachzueifern nicht ohne Nutzen gewesen wäre.

Und da sowohl das breite Publikum wie auch Fachkreise, die sich den alten Traditionen verpflichtet fühlten, an der dabei entstehenden Schwerverständlichkeit dieser ganzen Ausdrucksweisen Anstoß nahmen, wurde mitunter das Befremdende an dem Ganzen – da hatte Theodor Adorno, eine solche Entwicklung beinahe vorausahnend, aber immerhin seinerseits mit einschlägigen eigenen Erfahrungen in solchen Fragen, sicherlich ganz recht, in seiner solchen Abwehrreaktion auch Zorn oder Ressentiment oder gar Rancune (Adorno 1959, S. 111) zu erblicken – eben den gelegentlichen Fremdwörtern zugeschrieben oder zugeschoben (fanden sie doch oft genug ganz bewußt provokatorisch im neuen Vokabular Verwendung). Aber eben von Adorno stammen Aufsätze zur Fremdwortfrage (Adorno 1959, 1969, 1974), die, von ihren Gedankengängen her den Kernpunkt eines solchen Unbehagens treffend, den Parteien doch noch zu einer differenzierten Einstellung sowohl dem angeblich schweren Fremden wie dem nur zu leicht als unschwer und selbstverständlich geltenden Eigensprachlichen gegenüber verhelfen könnten.

¹¹ Kroeber Riel 1967, S. 148, Anm. 19, mit Hinweis auf DIN 2330, Abschn. 6: Fachausdrücke sollten auch noch „leicht aussprechbar“ und „geeignet zum Bilden von Ableitungen“ sein.

Adorno ist in diesen Aufsätzen durchaus bereit, seine schon von Kindheit an elitäre Freude am Fremdwort als dem Exotischen in der Sprache einzugestehen (1959, S. 110 f.). Und bei aller Affektbeladenheit der Debatte ist er sich dessen bewußt, daß er ausgerechnet mit den erklärten Feinden des Fremdwortgebrauchs wenn nicht die gleiche tiefe Einschätzung der Sache, so doch zumindest eine Ahnung des Verführerischen und Gefährlichen teilt, das an dieser Liebe zum Fremden und Exotischen haftete: ein Bewußtsein, das ja bei den Indifferenten dazwischen, die weder eine feindliche noch eine liebevolle Position zu beziehen wußten, nicht einmal ahnungsweise vorhanden war (1959, S. 113).

Bereit also, dies alles einzusehen und einzugestehen, erzählt Adorno, wie er später, aus der Erfahrung des Exils heraus, in dem es ja galt – das sahen wir bereits – in einer „ernsthaft fremden“ Sprache zu schreiben (Adorno 1959, S. 111), durch mehrere größere und kleinere Konfrontationen (vgl. S. 108 f.) mit diesem erst in mühsamer Reflexion Anzueignenden aus (bzw. in) jener fremden Sprache, sodann noch über diese Konfrontationen hinaus, zu einem nunmehr komplizierteren Verhältnis auch zu dem vermeintlich schon von Hause aus Vertrauten in der eigenen Sprache zu finden wußte. So kommt es, was die verschrienen Fremdwörter betrifft, zu einem Plädoyer für deren kontrollierten Gebrauch, in dem die Spielregel einer konzessionslosen Genauigkeit peinlich beobachtet (ebda., S. 120) und das verschiedentliche „Gewicht der Wörter in verschiedenen Sprachen“ (ebda., S. 123) gerade aus der Erfahrung zweier Sprachen heraus genau abgewogen wird.

Und dieses alles um eines bestimmten Vorteils und Gewinnes willen: daß nämlich durch einen „Verzicht auf das Selbstverständliche“ (Adorno 1959, S. 127) (das sich ja nur vermeintlich von selbst je verstanden hat) oder durch einen Sprachgebrauch, der „auf den Schein der Naturwüchsigkeit zu verzichten bereit“ ist (ebda., S. 116), ein erhöhtes Bewußtsein dafür entsteht, daß durch Sprache „Unmittelbares [eben] nicht unmittelbar“ auszudrücken ist, sondern nur „durch alle Reflexion und Vermittlung hindurch“ (ebda.). So vermöchte man durch eine bewußte Übersetzung und Gegenübersetzung – so haben es auch, bewußt wortspielend, Kommentatoren zu Adorno gesehen (Levin 1985, S. 117, mit Rückgriff auf Wilhelm von Humboldt!) – sowohl das Fremde (das fremde Wort, das Fremdwort) in seiner Eigenart zu schätzen wie auch ein verschärftes Empfinden für die Eigenart des Eigenen in der eigenen Sprache zu gewinnen: eine Bereicherung auf beiden Seiten, wenn das Fremde in seiner Eigenart als Novum, das Eigene aber hinwiederum verfremdet und damit ebenfalls in seiner Eigenart neu erlebt wird.

„a mixt Speech, made up of divers Tongues“

Mag man nun zu den Resonanzen der Wendungen „hard words“/ „schwere Wörter“ stehen, wie man will, es dürfte doch auch feststehen, daß schon die Bereitschaft, sich auf solche Formeln aus der Sprachkultur der benachbarten Sprachgemeinschaften einzulassen,¹² auch ein positives Bewußtsein zum Ausdruck bringt für die Gemeinschaft unserer Kultursprachen und für das, was durch deren gegenseitige Reflexion gewonnen werden kann. Diese stehen nicht allein da, sondern über alle Zugehörigkeit zu Sprachfamilien oder zu Sprachbünden hinaus auch in einer Partnerschaft, gemeinsam beteiligt an kulturellen Aufgaben: für uns dabei speziell an der Ausgestaltung des Vokabulars, so daß die Bildungssprache wie auch die Sprache, in der Fachwissen und Fachexpertise an den Laien vermittelt werden, bis hin zu den Fach- oder Expertensprachen selber jeweils ihre technisch wie kommunikativ adäquate Ausdrucksweise finden.

Der einsichtige Kritiker Joseph Glanvil wollte bei aller Polemik gegen den Mißbrauch von „hard words“ dennoch keineswegs im englischen Sprachgebrauch alles verurteilen, was aus dem Griechischen oder dem Lateinischen oder aus anderen neueren Sprachen entlehnt worden war: „No, the English is a mixt Speech, made up of divers Tongues, and we cannot speak without using forreign words: So that those that talk of pure English, if they mean unmixt by it, Dream of Chimaera's.“¹³ Der enzyklopädische Geist eines Samuel Johnson konnte sogar einen besonderen Vorzug seiner englischen Sprache darin erkennen, daß deren Lexikograph in der Lage ist, „to join a Teutonical and Roman interpretation“. Der Ausländer findet nämlich durch die Anklänge an seine eigene Sprache viel schneller den gewünschten Zugang zum Englischen, oder (wie Johnson es sagt) „every learner of English may be assisted by his own language“ („Dictionary of the English Language“ 1755, Preface,

¹² Wir dürften die Handhabung solcher „difficultés“ in den romanischen Sprachen auch nicht vergessen, wobei die einschlägigen Hinweise in Polenz 1967, S. 72, Anm. 15 sicherlich zu ergänzen und zu differenzieren wären. Eine „moeiljke woorden“-Tradition im muttersprachlichen Unterricht in den Niederlanden hat im deutsch-niederländischen Sprachenkontakt zu einer besonderen Rolle für den Ausdruck „schwere Wörter“ geführt, nämlich zur Kennzeichnung gewisser nicht auf den ersten Blick verständlicher (oder gar als „faux amis“ nur zu leicht mißverständener) Wörter der historisch verwandten deutschen Sprache. (Ich verdanke Dr. Anthony Klijnsmit, Amsterdam, den Hinweis auf J. Gerzon/C. Brouwer/G. Ras, Schwere Wörter. Eine Auswahl der wichtigsten, dem Holländer nicht ohne weiteres verständlichen deutschen Wörter. Groningen, ¹⁰1935.)

¹³ „Dialogue concerning Preaching“, 1678, S. 13 f., zitiert bei Seiffert 1987, S. 220, 240, Anm. 76.

f. B2v). Und um wiederum Schottel als einen (nicht minder patriotischen) deutschen Zeugen heranzuziehen und damit ein Dreigestirn zu vervollständigen: Auch er war sich, als er sich um eine deutsche Sprache der Grammatik bemühte, des Vorhandenseins einer schon bestehenden lateinischen Fachsprache auf diesem Gebiet voll und ganz bewußt, und sein Text lebt von dem Nebeneinander der beiden – der einen werdenden, der anderen etablierten – grammatischen Wissenschaftssprachen.¹⁴

Man braucht nicht unbedingt aus dem transformativen Verhältnis von Glanvils Feststellung „the English is a mixt Speech“ und Horst Munskes Frage „Ist das Deutsche eine Mischsprache?“ (Munske 1988) gleich auf ein geistiges Kontinuum der beiden Vorstellungswelten zu schließen. Aber ein großer Gewinn aus unseren Bemühungen um die „hard words“-Formeln mit ihren verschiedenen Resonanzen wäre eine Offenheit für eine bestimmte Möglichkeit, die dann nämlich in einer Kultursprache auftreten kann, wenn diese in lebendiger Partnerschaft mit anderen Sprachen steht, deren Sprecher sich ähnliche oder gar parallele kulturelle Aufgaben gestellt haben. Über die bekannten Möglichkeiten der Assimilation und der Integration hinaus oder neben diesen Möglichkeiten her (die den klassischen Weg vom fremden Wort zum Fremdwort und zum Lehnwort bilden, und deren Untersuchung weiterhin eine vorzügliche Aufgabe unserer Wissenschaft bleiben wird) kann und darf das Fremde in seiner Eigenart noch empfunden werden und sich – auch in der gleichen Rede – dem Ureigenen oder dem Ererbten, dieses wiederum in seiner Eigenart womöglich noch schärfer und präziser empfunden, gegenüberzusetzen lassen.

Wir hätten dadurch ein Verständnis für eine bestimmte Art von Mehrschichtigkeit in dem vollständig herausgebildeten Wortschatz einer Kultursprache. Es handelt sich noch nicht um eine Mischsprache im alten diffamierten Sinne, wenn man feststellt, daß z.B. für ganze Reihen durchaus gängiger Vokabeln, schon von der Infrastruktur der Sprache her gesehen, eine andersgeartete Phonologie und Morphologie (Munske 1988, S. 52-62; und speziell zu Graphem-Phonem-Korrespondenzen Munske 1985/6) gültig ist, etwa mit einzelnen Phonemen (z.B. /ž/ im Deutschen), die zur Ergänzung des Phoneminventars herangezogen werden müßten, oder mit anderen typischen Silbenstrukturen und Typen von

¹⁴ Zum Prinzip, daß er sich für die *artis termini*, die „unsere Teutsche Hauptsprache nach ihren Gruenden und Eigenschaften in eine gewisse Form der Kunst“ setzen sollten, „ueberal Teutscher Redarten und Kunstwoerter [...] bedienet“ hätte, vgl. I. Lobrede, Abs. 34 f. Für die lebendige Gegenwart der lateinischen Wissenschaftssprache der Grammatik wie der linguistischen Reflexion überhaupt hat man aber nur jede beliebige Seite des Werkes aufzuschlagen, vgl. dazu jetzt Seiffert, in: Essener Kolloquium (demnächst).

Silbenfolgen (von jeher – auch im Englischen – das geläufigste Merkmal des lateinisch-romanischen Elementes im Wortschatz).

Die anders zugeordneten Entsprechungen von Laut und Schrift (Munske 1985/6) spielen eine zunehmend vordergründige Rolle ... und der Engländer, der beim sonst oft gemeinsamen Vokabular klassisch-altertümlichen Gepräges von der englischen Sonderentwicklung der Längenwerte der Vokale wie auch der schwachtonigen Vokale (z.B. bei der Folge *ination* in *Kombination*, oder bei *e* in *Phonem* und *i* bzw. *y* in *Dioxyd*) absehen mußte, findet jetzt unter den Anglo-Amerikanismen auf der ganzen Skala der alphabetisch gegebenen Vokalgrapheme eine Nachempfingung dieser englischen Sonderwerte im alltäglichen Gebrauch im Deutschen:

- < a > in *Interface*, *Paper* (auch *Papcrback*), *Make-up*, *die Stakes*, und mit der Variante < ai > bzw. < ay > in *Claim*, *Container*, *Layout*, *Gateway*;
- < ee > bzw. < ea > in *Feedback*, *Deep-freezer*, *Deal* (ganz anders von Auge und Ohr aufzunehmen als bei Klassizismen wie *real*, *Ideal*), *Hearing*, *geleast*, *Computerfreak*;
- < i > in wendigen Zusammenbildungen wie *Onliner*, *Hardliner* (letzteres im Englischen als Ganzes vorgebildet); in *Pipeline*, *Ghostwriter*; in der Einladung zum „Schienenbummel mit *Old-timerzug* Heide-Express“ oder in der Aufforderung zum „besseren *Timing*, das bessere Zeiten bringt“; schließlich mit eigentümlicher Markierung der diphthongalen „Länge“ *Design*, *Spotlight*, *High-life*;
- < o > bzw. < oa > in *Code*, *Floating*; aber ganz anders < oo > in *Boom*, *Scoop*;
- und sogar beim relativ schwierigen < u > in *verstumt*, *Dumping*, *Trust* (wie auch im gängigen Stichwort *just in time*).

Dabei hat sich der Engländer übrigens Mühe zu geben. Die Nachempfingung trägt der Eigenart der englischen Graphem-Phonem-Korrespondenzen zwar Rechnung, ist aber keine bloße Wiedergabe. Ein englischsprachiger Referent, der im deutschen Gastvortrag von seinem „Handout“ sprechen möchte, kann nicht ohne weiteres die ihm persönlich geläufige englische Lautfolge einsetzen (die könnte ja mitunter im unangebrachten Kontext eine regionale oder nationale Zugehörigkeit preisgeben); und er weiß eigentlich besser, woran er ist, wenn er mit seiner besten hochdeutschen Artikulation hochschriftsprachlich von seiner „Handreichung“ spricht.

Auf dem Gebiet der Wortbildung beschäftigt sich die Forschung jetzt

immer intensiver – die „schwere Wörter“-Debatte hat dazu Pate gestanden (vgl. dazu Link 1983, S. 57-67) – mit dem Ausbau der Volkssprachen aus dem Repertoire der entlehnten Wortbildungselemente und deren Kombinationsprivilegien. Manches Wort, das aus lauter Bestandteilen antiken Gepräges besteht, ist historisch gesehen eigentlich erst in der Volkssprache entstanden, und die bekannten Lehnerscheinungen (von „Lehnbedeutung“ und „Lehnwendung“ über die verschiedenen „-übertragungen“ und „-übersetzungen“ bis hin zur „Lehnschöpfung“ und zum voll assimilierten „Lehnwort“) werden durch solche in dieser Kategorie der „Lehnwortbildung“ ergänzt (vgl. dazu Kirkness u.a. 1987, in Hoppe/Kirkness/Link/Nortmeyer/Rettig/Schmidt 1987; auch Link 1987/8).

Wie in den Anmerkungen zu meinem Beispiel der geologischen Zeitalter (siehe Tabelle 2) summarisch angedeutet wird, müßten die einschlägigen Morpheme nicht mehr etymologisierend dargestellt werden, als ob sie identisch mit gr. *palaios*, *kainos* usw. wären, sondern in der Gestalt, in der sie innerhalb der Volkssprache als Bestandteile von komplexeren Wortgebilden ihre Rolle spielen (also als dt. *Paläo-* usw., gegebenenfalls unter Angabe von Alternanten wie bei dt. *Kāno-* ~ *-zān* mit der als Merkmal der deutschen und nicht der griechischen Morphophonologie dastehenden Alternation von /k/ und /z/). Damit verfeinert sich die Glanvilische Formel: Es geht eigentlich um keine aus diversen Sprachen schöpfende Mischsprache (Mischrede?), sondern um eine Mehrschichtigkeit innerhalb der eigenen Sprache, wobei der einen Schicht durchaus eine sichtbare Anlehnung an eine Sprache des klassischen Altertums zuerkannt werden kann.

Dieses alles ergibt schon eine bunte Vielfalt der Mittel. Außerdem müßte eine vollständige Tabelle der Möglichkeiten zur Bereicherung des Wortschatzes (Tabelle 1 soll als Entwurf verstanden werden) auch noch die innersprachlichen Möglichkeiten mit einbeziehen: den Rückgriff auf die Metapher oder die Gestaltung des Diskurses in solcher Weise, daß aus frei entstandenen Kollokationen unter geeigneten Umständen feste Wendungen sich etablieren als die anerkannten Kunstausdrücke. Beiden dürften unter den Bedingungen des zwischensprachlichen Kontakts und Austauschs auch entsprechende Lehnerscheinungen zugeordnet werden. Auf solche „Lehnmetaphern“ und „Lehnglossen“ komme ich noch zurück. Zunächst kann die Tabelle die Komplexität der Erscheinungen bei dieser Gelegenheit zwar nur summarisch, dafür aber doch wohl anschaulich genug vor Augen führen.

Tabelle 1: MÖGLICHKEITEN FÜR DIE ERWEITERUNG DES WORTSCHATZES

(unter Einbeziehung der geläufigen Begriffe aus den Handbüchern sowie älterer und neuerer Arbeiten: Betz, Kirkness u.a., Hoppe u.a.)¹⁵

ÜBERTRAGUNGEN (transfers) und VERSCHIEBUNGEN (shifts)

| | |
|---|--|
| (a) innerhalb einer Sprache unter Beibehaltung (bzw. bei Neuverwendung) eines bestehenden Signifikanten: Metapher | (b) unter den Bedingungen des zwischensprachlichen Kontakts und Austauschs: „Lehnbedeutung“ (dabei im Spezialfall: „Lehnmetapher“) |
| Entstehung neuer (spezialisierter) lexikalischer Werte durch einschlägige Gestaltung des Diskurses | „Lehnwendung“ |
| | Glossierungen und Erklärungen, die sich zur „Lehnglosse“ verdichten können |

EINFÜHRUNG NEUER SIGNIFIKANTEN

| | |
|---|--|
| (a) Verwendung und Ausbau der bestehenden Wortbildungsmöglichkeiten | (b) Die Skala der „Lehnbildungen“, je nach Genauigkeit der Übersetzung: „Lehnübertragung“ bzw. „Lehnübersetzung“. Bei gelungener Innovation in der Zielsprache: „Lehnschöpfung“ |
|---|--|

¹⁵ Betz (1974); Lewandowski (1984/5 unter den einschlägigen Lemmata), Wells (1985, bes. S. 276); Kirkness u.a. (1987), Hoppe (1987).

ÜBERNAHME GANZER LEXIKALISCHER EINHEITEN AUS DER PARTNERSPRACHE

(i) als zitiertes „fremdes Wort“

(ii) als „Fremdwort“, mit weiterhin
zwei entgegengesetzten nebeneinander-
bestehenden Möglichkeiten:

(a) das Wort mehr oder weniger oder (b) Assimilation, Einbür-
bewußt in einer gewissen Eigenart gerung als „Lehnwort“
beibehalten als andersartiges
Element im Wortschatz

Dazu noch: Ausbau von einem
Repertoire von entlehnten Wort-
bildungselementen:
„Lehnwortbildung“

ERFINDUNG NEUER SIGNIFIKANTEN

Rückgriff auf Eigennamen; Akronyme,
Abkürzungen, usw.; Wortspiele.

Was den Nutzen dieser Vielfalt angeht, so haben uns recht verschiedene Terminologien damit vertraut gemacht, daß ihre Präzision und Deutlichkeit, sogar ihre Eleganz und Einprägsamkeit durchaus vereinbar ist mit einer recht hybriden (oder schonender gesagt: vielschichtigen) Mischung aus Wort- und Lehnbildungsmöglichkeiten. Die Verschiedenheit der Mittel läßt sogar die Vermutung zu, daß solche Vielfalt, statt die Beseitigung von Synonymien als den Gipfel der Terminologiebildung erscheinen zu lassen, vielmehr geradezu darauf angelegt ist, Synonymien (mitunter ganz nützliche) zu schaffen.¹⁶

Den Nutzen der Synonymie (und zugleich die Vielschichtigkeit der Mittel zur Bereicherung des Vokabulars) kann exemplarisch an dem klassischen Beispiel der geologischen Zeitalter der Erdgeschichte erläutert werden,

¹⁶ Für Anregungen in diesem und in dem vorhergehenden Paragraphen bin ich David R. Langslow in Anschluß an seinen Vortrag „The Development of Technical Language in Latin with Special Reference to Medicine“ im Januar 1989 vor der Londoner Philological Society (vgl. jetzt Langslow (1989), S. 41-42 zum Thema der Synonymie), auch für den Hinweis auf Françoise Skoda, „Médecine ancienne et métaphore. Le vocabulaire de l'anatomie et de la pathologie en grec ancien“ (Paris: Peeters, 1988) sehr zu Dank verpflichtet.

wobei die Synonymie von größter Reichweite wohl im Nebeneinander von den für den Schulunterricht und für das gebildete Publikum vermittelnden Termini von *Altertum*, *Mittelalter* und *Neuzeit der Erdgeschichte* einerseits, und der expertenhaft-strengen systematischen Zuordnung dieser großen Epochen zueinander als *Paläozoikum*, *Mesozoikum* und *Känozoikum* andererseits besteht. Andere Synonymien erklären sich besser aus den Umständen der Wissenschaftsgeschichte mit ihren sich ablösenden Paradigmen: *Tertiär* und *Quartär* mögen wohl deswegen weitergelebt haben, weil durch sie das Neueste durchsichtiger abgetrennt wird, als dies durch die Folge jener Gräzismen geschieht, die in *Pleisto-* mit seiner Anlehnung an den griechischen Superlativ ihre Höchststufe erreichen; *Diluvium* und *Alluvium* haben ihre Wurzeln in der ehrwürdigen Tradition, für die dem Bericht von der biblischen Sintflut welt- oder gar erdgeschichtliche Gestaltungskraft innewohnt.

An der Tabelle läßt sich erst recht bei einem so geschlossenen, in seiner Motivierung mit ganz eindeutigen und durchsichtigen Gesichtspunkten und Zuordnungsprinzipien arbeitenden Schema die morphologische Buntheit des ganzen leicht ablesen. Da finden wir zum einen ein Nebeneinander von Erb- und Fremdgut. Auch bei dem Umgang mit Lehnwortbildungselementen sind die Termini ganz deutlich neugeprägt worden in den neueren Sprachen; und das Ganze ist nicht weniger international durch den bloßen Umstand, daß das Englische etwa *carboniferous period* und das Deutsche *Steinkohlenzeit* zur Bezeichnung der gleichen Epoche verwendet.

Zum anderen stellen wir eine als legitim empfundene und durch den Gebrauch sanktionierte Möglichkeit fest, daß „geerbte“ und „entlehnte“ Elemente in hybride Formen eingehen dürfen. Der Gegensatz ist ohnehin dadurch aufgehoben worden, daß beide, das Ererbte wie das Entlehnte, durch eine neue Motivierung einen anderen semantischen Aspekt gewonnen haben und dadurch als neu motivierte Verbindungen von Signifikanten und Signifikatum eben nicht mehr die alten Morpheme sind. Schließlich kann man auch kaum einsehen, wie die Vielfalt der für den Fachdiskurs notwendigen Wortarten (zumindest Adjektive neben Substantiven) ohne die Bildungsmöglichkeit von hybriden Formen zustande kommen konnte.

Tabelle 2: SCHEMA DER GEOLOGISCHEN ZEITALTER („Zeitalter der Erdgeschichte“) als Beispiel für Terminologiebildung

| | | |
|----------------------------|-------------------------------|----------------------------------|
| <i>das Erdaltertum,</i> | <i>das Kambrium</i> | Adjektiva auf <i>-isch</i> , |
| <i>das Paläozoikum</i> | <i>das Ordovizium</i> | z.B. <i>ordovizische</i> |
| [zu gr. <i>palaiós</i> | <i>das Silur</i> | <i>silurische</i> usw. |
| „alt“, | <i>das Devon</i> | <i>Formation</i> |
| <i>zōon</i> „Lebewesen“] | <i>das Karbon,</i> | <i>die Steinkohlen-</i> |
| | <i>die Steinkohlenzeit</i> | <i>formation</i> |
| | <i>das Perm</i> | |
| | | |
| <i>das Erdmittelalter,</i> | <i>die Trias, Triaszeit</i> | <i>triassisch, Trias-</i> |
| <i>das Mesozoikum</i> | <i>der Jura, die Jurazeit</i> | <i>jurassisch, Jura-</i> |
| [zu gr. | <i>die Kreide, Kreidezeit</i> | <i>kretazisch</i> |
| <i>mésos</i> „Mitte“] | | |
| | | |
| <i>(das TERTIÄR)</i> | | |
| <i>die Erdneuzeit,</i> | <i>das Paläozän</i> | Adj. <i>paläozän</i> usw. |
| <i>das Känozoikum</i> | <i>das Eozän</i> | [zu gr. <i>ēós</i> „Dämmerung“] |
| <i>(Zäno-, Cäno-),</i> | <i>das Oligozän</i> | [zu gr. <i>olígos</i> „klein“] |
| [zu gr. <i>kainós</i> | <i>das Miozän</i> | [zu gr. <i>meíon</i> „minder“] |
| „neu“] | <i>das Pliozän</i> | [zu gr. <i>pleíon</i> „mehr“] |
| <i>(das QUARTÄR)</i> | <i>das Pleistozän,</i> | [zu gr. <i>pleístos</i> „meist“] |
| | <i>das Diluvium</i> | |
| | <i>das Holozän,</i> | [zu gr. <i>hólos</i> „ganz“] |
| | <i>das Alluvium</i> | |

Anm. 1 Die Polarität *palaios* – *kainos* unterscheidet sich zum Kontrast *palaios* – *neos*, auf den bei den Steinzeiten *Paläolithikum* – *Neolithikum* Bezug genommen wurde.

Anm. 2 Als Lehnwortbildungselemente müßten die entsprechenden Morpheme nicht etymologisierend (wie oben) dargestellt werden, sondern etwa als *Paläo-* „alt“ zu/nach gr. *palaiós*, *Käno-* / *Z-* / *C-* ~ *-zän* „neu“ zu/nach gr. *kainós*, usw.

Dazu ist der Rückgriff auf das klassische Altertum (das sowieso neben anderem, z.B. geographischem Wissen dasteht) auch seinerseits eine bunte Mischung aus gut akkreditierten Morphemen meist griechischen Gepräges (in diesem Fall) und antiquarischem, eher lateinisch geschul-tem Wissen über die Stämme des alten Britanniens (*Ordovices*, *Silures*). Dazu werden Fragmente der lateinischen bzw. griechischen Grammatik ziemlich willkürlich hier und dort im System eingesetzt, etwa *-ium* als Affix bei *Kambrium*, *Ordovizium* (aber nicht **Silurium*, wo doch das

Englische mit einem vollkommenen Parallelismus von *Cambrian* über *Ordovician* usw. bis hin zu *Permian* aufwartet). Das Muster weist auch andere Willkürlichkeiten auf: Als freie Form im Deutschen ist *Karbon* nur als Bezeichnung für die Steinkohlenzeit gebräuchlich, denn dem englischen *carbon* als Wort der Gemeinsprache entspricht dt. *Kohlenstoff* bzw. als gebundene Form *Kohlen-* (z.B. in *Kohlensäure*, *Kohlendioxyd*); lediglich als gebundene Form im Ableitungskomplex *-karbonat* (z.B. *Kalziumkarbonat*) entspricht *-karbon-* seinem etymologischen Gegenpart in der Partnersprache.

Hat man sich einmal klar gemacht, was für ein buntes Gemisch von Erscheinungsformen in der Morphologie auch eine so wunderbar übersichtlich aufgebaute, in seinen Zusammenhängen recht durchsichtig motivierte Terminologie wie diese aus dem Bereich der Paläontologie aufweisen kann, wie wir sie hier als Folie genommen haben, so nimmt es kaum wunder, wenn wir uns bei einem erst recht zeitgenössischen und noch in der intensivsten Innovationsphase steckenden Bereich eine entsprechend eklektisch-bunte Vielfalt anschaulich machen können. Bei diesem Wortschatz auf dem Gebiet der Informationstechnologie (IT) bzw. der Elektronischen Datenverarbeitung (EDV) wollen wir nicht auch noch die dazu gehörige regelrechte Fachsprache der mathematischen Logik mit einbeziehen, denn es wird uns schon genug zu schaffen machen, wenn wir uns auf die Vertrautheit von so manchen mathematischen Laien mit bisher unbekanntem Kunstwörtern wie *Datenbanken* und *Ablaufplänen*, mit *Bits* und *Bytes*, mit *Schnittstellenbausteinen* oder gar *Interface-Modulen* und auch mit technischen Schritten wie „Initialisieren“ und „Formatieren“ oder mit Arbeitsweisen wie „Fenstertechnik am Bildschirm“ konzentrieren.

In wie sensibler Weise das Nebeneinander von traditionellen und innovatorischen Wortbildungs- und Wortschöpfungs- oder -entlehnungsmöglichkeiten den sich entwickelnden Charakter dieses Wortschatzes gerade in Bereichen wiederzugeben vermag, wo es am „benutzerfreundlichsten“ zugeht (um mal auch dieses Schlagwort in meinem Text einzubauen), dürfte uns ein Text¹⁷ zeigen, der bei einer Schilderung des heutigen „state of the art“ die Entwicklungen der Jahrzehnte seit den sechziger Jahren kurz umriß. In einer kurzen Passage war vom „Großrechner im Rechenzentrum“ und von „Lochkarten“ und vom „Lochkartenstanzer“ bzw. „Löcherstanzer“ die Rede, und dieses über weite Strecken gut eingedeutschte Vokabular konnte Stimmung wie Arbeitsstil jener früheren

¹⁷ Hans-Dieter Haller, „Am Anfang war der Löcherstanzer. 20 Jahre Computer-Erfahrung in der didaktischen Forschung und Entwicklung“, Deutsche Universitätszeitung 1-2/1989, S. 24.

Jahre lebendig wachrufen und sie von denen der heutigen Zeit deutlich abheben und distanzieren.

Was uns heute begegnet (und sich allerdings schon damals anbahnte) ist ein faszinierendes Gemisch von ansprechenden Metaphern und gelegentlich sogar gut getroffenen Wortschöpfungen, ein Nebeneinander von direkt übernommenen Anglo-Amerikanismen wie von deren glossierten und eingedeutschten Entsprechungen, ein Kontrast zwischen einerseits z.T. schwerfälligen und langatmigen Erklärungen, die sich noch nicht zur richtigen Glosse verdichtet haben, und andererseits einer Vorliebe für wenigstens knapp aussehende Akronyme und andere Abkürzungen und Abkürzungen.¹⁸

Wie sich übrigens dieses alles nach wiederum zwei Jahrzehnten anhören wird – nachdem die „Virenkrankheiten“ der Computer noch mehr um sich gegriffen haben oder die große „Einschmelzung“ eingetreten ist, und was es noch mehr an apokalyptischen Vorstellungen auf diesem Gebiet geben mag; oder nachdem, nüchterner gesehen, eine nochmalige Umschichtung der Qualifikationen und Fähigkeiten im Arbeitsmarkt eine geänderte Arbeitsteilung zustande gebracht hat –, bleibt natürlich abzuwarten. Man erkennt den Stil der eigenen Zeit und hebt ihn vom Stil der vorhergehenden Jahre ab. Unsere Nachfolger werden ihn bestimmt noch konturierter wahrnehmen, mit genauso seinem eigenen Gepräge wie für uns die Ausdrucksweise der Sechziger.

In diesem beschränkten Rahmen und bei einem sich so rasch entwickelnden Gebiet kann ich nur die Anfänge einer längeren Beschäftigung mehr oder weniger als Stichprobe bieten; und in dem Zusammenhang möchte ich für jetzt drei bis vier Punkte hervorheben.

Erstens, um das Augenfälligste gleich hinter uns zu bringen, fällt jedem sofort die Anzahl der direkt übernommenen Formen auf,

- oft genug als Zitat, als „fremdes Wort“ oder „fremde Redewendung“ schlechthin (*soft failure; soft error; black box* [etwa in *Black-Box-Prinzip*, wie auch häufig bei Mischformen, vgl. *Multiple-Choice-Aufgaben, Floppydisk-Laufwerk*]; zu *black box* vgl. eine Zwischenüberschrift wie 'Keine „black box“ mehr, sondern ein sehr flexibles Werkzeug')¹⁹

¹⁸ Ich habe in dieser stichprobenartigen Beschäftigung hauptsächlich folgende Nachschlagewerke zu Rate gezogen: Brinkmann/Schmidt (hrsg. Brinkmann/Tanke) 1985; IBM Deutschland, „Fachausdrücke“ 1985; Haslinger 1987; „Duden Informatik“ 1988; Jamin 1988; „Softwareführer 1989“.

¹⁹ Wilhelm Ott, „Flexibilität ist grenzenlos“, Deutsche Universitätszeitung 1-2/1989, S. 16-17.

- dann als Fremdwort (*die Software, die Hardware; der Code* (schon vor dieser Verwendung geläufig genug, auch mit der „C“-Schreibung, wenn auch mit anderem Signifikatum), *floaten; das Gateway, die Display-File*); diese wiederum oft genug mit den Graphem-Phonem-Korrespondenzen, die an die englischen Vokalwerte erinnern, gelegentlich mit einer Nachempfindung des Wortspiels, das mit dem Spiel mit den „kurzen“ und „gedehnten“ Vokalwerten einhergehen kann, wie bei *das Bit, das Byte*;
- gelegentlich mit einer Polymorphie, die den Anfang des klassischen Übergangs zum Lehnwort markieren, z.B. in dem Nebeneinander von *die Hardcopy* (Pl. *Hardcopys*) – *die Hartkopie* (Pl. auf *-ien*).

Dabei ist festzuhalten, daß diese im Grunde keine „schweren Wörter“ mehr darstellen: Sie sind nicht einmal schwierig, nachdem die vorhin erwähnte Nachempfindung der Werte des englischen Vokalsystems so geläufig geworden ist. Wo dennoch gelegentlich eine gewisse Unsicherheit zu Schwierigkeiten führen könnte – wo (wenn überhaupt) setzt man den Bindestrich bei *Personal Computer*, zumal in einer Zusammenbildung wie *Personal Computer-Know-how?*²⁰ – kommt ein wendiges Akronym in Form von *PC* zu Hilfe. Schließlich können auch bewährte Lehnwortbildungselemente bei der Aneignung des neuen Vokabulars helfen, wie *-(is)ieren* bei *format(is)ieren, initialisieren, positionieren, parametrieren*; oder *Mega-* in *das Megabyte*; oder *-iell* in *sequentiell*.

Zweitens, und weit wichtiger, da es für diesen ganzen Wortschatz auch im Englischen kennzeichnend ist, daß er gern auf Metaphern zurückgreift, weise ich auf die parallele Bemühung in den beiden beteiligten Sprachgemeinschaften um eine adäquate Metaphorik hin. Es ist dabei gar nicht ausgemacht, daß in der zweiten Sprache das einfach übernommen wird, was schon in der ersten vorgedacht und vorgeprägt wurde. Manchmal wird sogar auf die Wiedergabe verzichtet, etwa bei engl. *bug* („Softwarefehler“, „Programmfehler“, weil dt. *Wanze* schon anderweitig zu fest vereinnahmt wurde), oder bei engl. *daisy-wheel printer* (schade eigentlich, daß man sich ganz nüchtern mit dt. *Typenrad* begnügt; das Bild vom Gänseblümchen war doch so schön). Jedoch wird in so vielen Fällen, wo die „Lehnbedeutung“ die besondere Variante der „Lehnmetapher“ aufweist, um die geeignete Wiedergabe und um eine geeignete entsprechende Metaphorik Mühe aufgewendet. Bei dieser Wortwahl erweisen sich die verschiedensten Gesichtspunkte – semantische, grammatische, lautliche – als ausschlaggebend.

²⁰ Aus einer Anzeige im SPIEGEL 23/1984, S. 35.

So wird für engl. *loop* aus dem deutschen Wortfeld *Schleife* und nicht etwa *Schlinge* gewählt; für engl. *store* hat sich dt. *Speicher* (aus den vielen recht unterschiedlichen Assoziationen des engl. bzw. amerik. Wortes) wegen des bequemen Vorhandenseins eines Verbums *speichern* empfohlen. Für engl. *batch* hat man dt. *Stapel* und nicht etwa *Menge*, *Masse*, *Haufen* gewählt, um von spezialisierten Gliedern des Wortfelds wie *Stoß* oder *Satz* (Papier) oder gar *Schub* (Brot) ganz abzusehen. Für den in der internen Logik der Computer wichtigen Begriff des (engl.) *gate* (für die logischen UND- bzw. ODER- bzw. NAND- bzw. NOR-Verknüpfungen) kam nicht etwa *Tür* oder *Tor* oder *Pforte* heraus, sondern – als Teilwiedergabe der Lautstruktur des englischen Wortes? – das ziemlich gesuchte, fast bildschöpferisch anmutende dt. *Gatter*.

Auch für so gängige Ausdrücke wie engl. *output* und *input* finden z.T. metaphorische Wiedergaben wie dt. *Ausgang* bzw. *Eingang* Verwendung. Allerdings begegnen einem hier viel häufiger die Lehnbedeutungen *Ausgabe* bzw. *Eingabe*, wo es sich um schon bestehende Signifikanten mit jeweils eigenem bestehenden Signifikat handelt, ohne eine sofort einleuchtende metaphorische Übertragungsmöglichkeit von der alten Bedeutung (z.B. Eingabe als ein dem Gerichtshof vorgelegtes Schriftstück, auf engl. *submission* und ebensowenig für den EDV-Bereich einschlägig.)

Das Metapherngemisch bei der Arbeit am Bildschirm weist hingegen einige eher morphologisch-syntaktische Grenzen dieser zwischensprachlich geteilten Metaphernfreude auf. Vom *Bildschirm* in diesem Zusammenhang zu reden, ist nicht als Lehnbedeutung anzusprechen, denn es geht um eine neue Verwendung des gleichen Gegenstandes, der dabei nicht einmal seinen Namen zu ändern brauchte. Allerdings war die ursprüngliche Bezeichnung des Bildschirms schon bildhaft genug, und in unserem Zusammenhang kann es auch weit weniger metaphorisch *Datensichtgerät* heißen. Bei den Vorgängen, die bei der Arbeit am Bildschirm aufkommen, stellt man fest, daß für engl. *windowing* die durchaus naheliegende Wiedergabe mit dt. *Fenster* vorkommt, daß sich aber aufgrund der vergleichenden Morphologie der beiden Sprachen das englische Wort nicht unmittelbar als Gerundiv wiedergegeben werden darf, sondern mit der Lehnübertragung dt. *Fenstertechnik*. Auch bei engl. *scrolling* kann man zwar im Bilde bleiben und im Deutschen von *Rollbalken* sprechen, aber die Wiedergabe erfordert eher umschreibende Formulierungen, die sich direkt an dem Erlebnis orientieren, daß der Text oder die „Fensterinhalte“ am Schirm gleichsam auf einer Schriftrolle hinter dem Bildschirm stehen und so hin und her verschoben werden können.

Damit komme ich zum dritten Phänomen, das ich hervorheben möchte, nämlich daß so manche Formulierung noch den Charakter einer Beschrei-

bung oder Erklärung trägt, als ob man noch auf die charakteristischen Züge und Merkmale des Gegenstandes oder des Vorgangs selber einzugehen versucht, ohne in dem vorhandenen Ausdruck in der Partnersprache das eigentliche Stichwort zu finden, das zur präzisen – nüchternen oder bildhaften – Wiedergabe durch vorhandene Entsprechungen in der eigenen Sprache anreizt oder anspornt.

So etwa wenn, wie vorhin festgestellt, bei engl. *bug* auf die Wiedergabe durch das anderweitig vereinnahmte dt. *Wanze* verzichtet und das Phänomen etwa als Fehler in der Software gekennzeichnet wird; oder wenn ein Nominalkomplex wie engl. *significance start character* eher glossiert als übertragen oder übersetzt wird durch das dt. Syntagma *Startzeichen für Nullschreibung* oder wenn in ähnlicher Weise engl. *malfunction routine* oder *executive overlay phase* mit ausführlich-expliziten aber unhandlichen dt. Zusammensetzungen wie *Hardware-Fehlersuchprogramm* bzw. *Ablaufteilüberlagerungsphase* ihre Wiedergabe finden.

Dabei muß hervorgehoben werden, daß dieses Bemühen um Erklärung oder Beschreibung auch in der Partnersprache sich gelegentlich genauso holperig oder langatmig auswirkt. Es handelt sich um eine Aufgabe, vor der die Sprecher der beiden Sprachgemeinschaften gleichzeitig stehen und die sie, so gut es geht, mit den mehr oder weniger parallel laufenden Mitteln bewältigen, die durch die vergleichende Morphologie ihrer beiden Sprachen zur Verfügung gestellt werden. Dieses stellt wohl auch eine Erscheinung einer bestimmten Entwicklungsphase einer innovatorischen Technologie dar, in der die (wegen des internationalen Charakters der Aufgabe notwendigerweise zwischensprachliche) Vermittlung des Fachvokabulars am besten durch Kurzartikel in Nachschlagewerken größeren oder kleineren Formates geschieht, eventuell (z.B. Haslinger 1987) mit einem Index der Fachausdrücke der Partnersprache zum Verweis auf die Erklärung im Haupttext.

Um diese wohl als Übergangsphänomen zu verstehenden Erscheinungen zu erfassen, wo keine präzise Lehnbedeutung (oder Lehnmetapher) vorliegt, oder wo die Entsprechung auch nicht eng genug ist, um (wie z.B. bei *fifth generation/fünfte Generation*) als „Lehnwendung“ gebucht zu werden, wo aber ebenfalls noch nicht der enge und kompakte Charakter der „Lehnübertragung“ oder der „Lehnübersetzung“ nachzuweisen ist, zugleich auch nicht die Genauigkeitsgrade, die wir für die Verteilung (je nach Grad der Genauigkeit) dieser herkömmlichen Notenprädikate verlangen, schlage ich vor, die Kategorie der „Lehnglosse“ (als eine Formulierung, zu der man gekommen ist, weil für sie ein Ausdruck oder eine längere Wendung in der Partnersprache vorgelegen hat) einzuführen.

Dann könnten die Entsprechungen als solche einem Platz im tabellarischen System zugeordnet werden, ohne die Genauigkeitsgrade, die wir bei den klassischen Lehnerscheinungen anlegen, zu sehr zu relativieren.

Im Glücksfall verdichtet sich die Glossierung zur knappen Formation, und dann ist die Übersetzung eventuell handlicher als die Formulierung im Englischen: Vgl. dazu engl. *hardware-implemented routine* mit dt. *Hardwareroutine*. Dann ist man auf dem Wege zu den bekannteren (aber in ihren Abgrenzungen nicht immer eindeutig zu unterscheidenden) Kategorien der „Lehnübertragung“ und „-übersetzung“; und wenn solche recht gelungene Übertragungen und Übersetzungen (eigentlich möchte man besser sagen: parallele Prägungen) eben so gang und gäbe sind, wie zahlreiche Beispiele (*windowing/Fensterstechnik; file/Datei; flow chart/Ablaufplan; flow control/Folgesteuerung; database/Datenbank, Datenbasis*) zur Genüge zeigen könnten, so gelingt im besonderen Glücksfall direkt die Lehnschöpfung.

Als Beispiel für eine solche Schöpfung – zugleich mein vierter und letzter Punkt bei dieser Gelegenheit – möchte ich dt. *Schnittstelle* für engl. *interface* – neben (wie konnte es anders sein?) dt. *das Interface*, Pl. *Interfaces* – anführen. Zwar findet auf der Grundlage weder von dt. *die Schnittstelle* noch von dt. *das Interface* die englische verbale Wendung *to interface with* eine unmittelbare Entsprechung; aber darauf kann man leicht verzichten, es läßt sich ganz schlicht und umgangssprachlich-unpräzise mit dt. *anschießen* wiedergeben – wohl im Passiv, oder nominalisiert mit *Anschluß finden*. Das Muster für das Substantiv *Schnittstelle* – mit *Schnittpunkt* oder *Schnittfläche* – war morphologisch zwar gegeben; wenn man sonst bei der Wortbildung mit *-stelle* an die Filmtechnik denken mag – auch dort ist der „Schnitt“ doch so etwas wie ein Anschluß und stellt Aneinanderreihungen und Abfolgen her –, so ist der Gegenstand doch so ganz anders, daß es sich um keine übliche Übertragung handeln kann (und deswegen hier nicht als irgendwelche Metapher in Anspruch genommen wurde). Es müßte stattdessen schlechthin als schöpferischer Akt anerkannt und in unserer Terminologie mit dem Prädikat „Lehnschöpfung“ versehen werden. Auch Schottel hätte mit einem solchen Rückgriff auf die „Verdoppelungs“- (oder wie es bei uns nüchterner heißt: Zusammensetzungs-)möglichkeiten seiner Teutschen Hauptsprache (die in diesem Kapitel der Grammatik für ihn nicht einmal dem Griechischen nachstand) zufrieden sein können, auch im Bereich dieser neuesten Handwerkskunst. Die Gattung der Lobreden auf die deutsche Sprache, die damit Material für weitere „orationes“ finden darf und kann, dürfen und können doch nicht ganz verklungen sein.

Literatur

- Aarsleff, Hans/Kelly, Louis G./Niederehe, Hans-Josef (1984/7): *Papers in the History of Linguistics. Proceedings of the Third International Conference on the History of the Language Sciences (ICHoLS III)*. Princeton, 19-23 August 1984. Amsterdam; Philadelphia, Benjamins.
- Adorno, Theodor W. (1959): *Wörter aus der Fremde (Ursprünglich als Vortrag für den Hessischen Rundfunk)*. In: *Akzente 2/1959*, S. 176 f.
- Adorno, Theodor W. (1969): *Auf die Frage: Was ist deutsch?*. In: *Stichworte. Kritische Modelle 2*. Frankfurt, Suhrkamp, S. 102-112.
- Adorno, Theodor W. (1974): *Über den Gebrauch von Fremdwörtern*. Typskript aus dem Nachlaß. In: *Gesammelte Schriften*, Bd. 11. Frankfurt, Suhrkamp, S. 640-646.
- Betz, Werner (1974): *Lehnwörter und Lehnprägungen im Vor- und Frühdeutschen*. In: Maurer, Friedrich/Rupp, Heinz: *Deutsche Wortgeschichte*, Bd. I. 3. neubearbeitete Auflage. Berlin, de Gruyter, S. 135-163.
- Bloomfield, Leonard (1933/5): *Language*. New York, 1933; London, Allen u. Unwin, 1935 (zitiert wurde nach der Londoner Ausgabe).
- Braun, Peter (Hrsg.) (1979): *Fremdwortdiskussion*. München (= UTB 797).
- Brinkmann, K.-H./Schmidt, R. (hrsg. v. K.-H. Brinkmann und E. Tanke) (1985): *Wörterbuch der Datentechnik/ Data Systems Dictionary (Deutsch-Englisch, Englisch-Deutsch)*. Wiesbaden, O. Brandstetter.
- Deutsches Fremdwörterbuch (1913-1988)*. Bd. I: Hans Schulz. Straßburg, Trübner, 1913; Bd. II: Otto Basler. Berlin, de Gruyter, 1942; Bde. III - V: Alan Kirkness, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Gerhard Strauss, unter Mitwirkung von Paul Grebe. Berlin, de Gruyter, 1977, 1978, 1981; Bd. VI: Gabriele Hoppe und die vorhergehenden Namen. Berlin, de Gruyter, 1983; Bd. VII: Alan Kirkness. Berlin, de Gruyter, 1988.
- Dolezal, Fredric (1985): *Forgotten but Important Lexicographers: John Wilkins and William Lloyd. A Modern Approach to Lexicography before Johnson*. Tübingen, Niemeyer.
- Duden Informatik (1988): *Ein Sachlexikon für Studium und Praxis*. Mannheim, Dudenverlag.
- Gowers, (Sir) Ernest (1948, 1951, 1954): *The Complete Plain Words*, revised by (Sir) Bruce D. Fraser. London, HMSO.

- Harras, Gisela (1987/8): Das Wörterbuch. Artikel und Verweisstrukturen. Düsseldorf. (= Jahrbuch 1987 des IDS).
- Haslinger, Erwin (1987): Lexikon der Personal Computer. Arbeitsplatzsysteme. Kommunikationsnetze. München; Wien, Oldenbourg.
- Henne, Helmut/Mentrup, Wolfgang/Möhn, Dieter/Weinrich, Harald (Hrsg.) (1978): Interdisziplinäres deutsches Wörterbuch in der Diskussion. Düsseldorf, Schwann. (= Sprache der Gegenwart, Bd. 45).
- Henne, Helmut/Mentrup, Wolfgang (Hrsg.) (1982/3): Wortschatz und Verständigungsprobleme: Was sind 'schwere Wörter' im Deutschen?. Düsseldorf, Schwann, 1983. (= Jahrbuch 1982 des IDS).
- Hoppe, Gabriele, et al. (1987): Deutsche Lehnwortbildung. Beiträge zur Erforschung der Wortbildung mit entlehnten WB-Einheiten im Deutschen. Tübingen.
- Hüllen, Werner (1984/7): Style and Utopia. Sprat's Demand for a Plain Style, Reconsidered. In: Aarsleff/Kelly/Niederehe (1984/7), S. 247-262.
- IBM Deutschland (1985): Fachausdrücke der Informationsverarbeitung. Wörterbuch und Glossar. Englisch-Deutsch, Deutsch-Englisch.
- Jamin, K.W. (1988): Das Software-Lexikon. Ehningen, expert; Stuttgart, Taylor.
- Kirkness, Alan (1980): Zum metasprachlichen Gebrauch von „deutsch“ als Gegensatz zu „fremd“. Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses, Basel 1980. Bern, Peter Lang, S. 45-50.
- Kirkness, Alan (1983): Fremdwort und Fremdwortpurismus: Lehren aus der Sprachgeschichte für den Deutschunterricht. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht, 52, S. 14-29.
- Kirkness, Alan (1984): Aliens, denizens, hybrids and natives: foreign influence on the etymological structure of the German vocabulary. In: Russ, C.V.J. (Hrsg.): Foreign Influences on German. Dundee, Lochee Publications, S. 1-26.
- Kirkness, Alan (1985/6): Vom Fremdwörterbuch zum Lehnwörterbuch und Schwerwörterbuch. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Göttingen 1985. Tübingen, Niemeyer, S. 153-162.
- Kirkness, Alan u.a. (1987): Einführung, Zielsetzung, Genese und Materialbasis des Vorhabens Lehnwortbildung (LWB). In: Hoppe, Gabriele/ Kirkness, Alan/Link, Elisabeth/Nortmeyer, Isolde/Rettig, Wolf-

- gang/Schmidt, Günter Dietrich: Deutsche Wortbildung. Tübingen, G. Narr, S. 9-24.
- Kroeber Riel, W. (1967): Die verbale Explosion wissenschaftlicher Sprachen und einige semantische Probleme der Sprachpräzisierung und Sprachnormung. In: Muttersprache, 77, S. 144-150.
- Langslow, David R. (1989): Latin Technical Language: Synonyms and Greek Words in Latin Medical Terminology. In: Transactions of the Philological Society, 87, S. 33-53.
- Levin, Thomas Y. (1985): Nationalities of Language: Adorno's Fremdwörter. An Introduction to „On the Question: What is German?“. In: New German Critique, 36, Fall 1985, S. 111-119.
- Lewandowski, Theodor (1984/5): Linguistisches Wörterbuch, 3 Bde. 4. neu bearbeitete Auflage. Heidelberg, Quelle u. Meyer. (= UTB 200, 201, 300).
- Link, Elisabeth (1983): Fremdwörter – der Deutschen liebste Schwere Wörter?. In: Deutsche Sprache, 11, S. 47-77.
- Link, Elisabeth (1987/8): Lehnwortbildung im Wörterbuch. In: Harras (1987/8), S. 223-265.
- Mentrup, Wolfgang (1982): „Schwere Wörter“ im Deutschen. Ein neues lexikographisches Vorhaben im Institut für deutsche Sprache. In: Deutsche Sprache, 10, S. 270-282.
- Mentrup, Wolfgang (1982/3): Lexikographische Konzepte zur Beschreibung „schwerer Wörter“. Probleme und Vorschläge. In: Henne, H./Mentrup, W. (1982/3), S. 160-194.
- Munske, Horst Haider (1985/6): Fremdwörter in deutscher Orthographie. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Göttingen 1985. Bd. 4. Tübingen, Niemeyer, 1986, S. 49-59.
- Munske, Horst Haider (1988): Ist das Deutsche eine Mischsprache? Zur Stellung der Fremdwörter im deutschen Sprachsystem. In: Munske/von Polenz/Reichmann/Hildebrandt (1988), S. 46-74.
- Munske, Horst Haider/Polenz, Peter von/Reichmann, Oskar/Hildebrandt, Rainer (1988): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin; New York, de Gruyter.

- Norback, C. und P. (1979): *The Must Words: the Six Thousand Most Important Words for a Successful and Profitable Vocabulary*. New York, McGraw Hill.
- Phillips, David G. (1982): „A Thoroughly Respectable Language“: Pupils' views on German and other „second“ foreign languages. In: *British Journal of Language Teaching*, 20, S. 23-29.
- Polenz, Peter von (1967): Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet. In: *Muttersprache*, 77, S. 65-80.
- Richards, I.A. (1941): Einleitung zu H.R. Walpole, „Semantics“. New York.
- Seiffert, Leslie (1987): Hard words and loan-currency: an old controversy made new. Notes towards a history of speaker-attitudes to words in German and English. In: Russ, C.V.J./Volkmar, Claudia: *Sprache und Gesellschaft in deutschsprachigen Ländern*, Yorker Werkheft. York, Goethe-Institut, S. 180-247 (bes. S. 215-231).
- Seiffert, Leslie (demnächst), *The Germanist and Latinist Justus Georgius Schottelius and the traditions of German purism*. In: Hüllen, Werner: *Essener Kolloquium zu Problemen der Historiographie der Linguistik*. Münster, Nodus.
- Softwareführer 1989 für Personal-Computer. München, L. Rossipaul, 1988.
- Strauss, Gerhard (1987/8): Artikelsorten und Artikelstrukturen im „Lexikon schwerer Wörter im Deutschen“. Referat auf der Tagung 1987 des IDS „Das Wörterbuch: Artikel und Verweisstrukturen“; jetzt Harras (1987/8) S. 196-222.
- Strauss, Gerhard/Hass, Ulrike/Harras, Gisela (1989): *Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch*. Berlin; New York, de Gruyter. Schriften des Instituts für deutsche Sprache, 2 (mir bis zum Abschluß dieses Manuskripts noch nicht zugänglich; vgl. dazu Strauss/Zifonun (1989).
- Strauss, Gerhard/Zifonun, Gisela (1989): Themen, Meinungen, Wörter der Zeit. In: *Sprachreport* 1/89, S. 35-42.
- Wells, Christopher J. (1985): *German. A Linguistic History to 1945*. Oxford, Clarendon Press.
- Wüster, Eugen (1967): Die terminologische Grundlegungsarbeit im Zerrspiegel und in der Wirklichkeit. In: *Muttersprache*, 77, S. 98-110.

Zgusta, Ladislav (1982/3): „Hard words“ – „schwierige Wörter“ in der älteren englischen einsprachigen Lexikographie. In: Henne, H./Mentrup, W. (Hrsg.) (1982/3).